

## 2 Rückbesinnung

Die Diskussion von Laclau/Mouffe trat als kritische Einführung an. Auf der einen Seite habe ich über den Diskurs, die Artikulation, den Antagonismus sowie die Großbegriffe des Politischen, des Sozialen und der Hegemonie die Begriffsarchitektur der Hegemonietheorie vorgestellt. Eine Architektur, auf der meine Untersuchung wesentlich aufbaut. Auf der anderen Seite barg die Einführung eine dekonstruktive Stoßrichtung; sie unterstrich die angedeuteten, aber verschütteten Möglichkeiten einer poststrukturalistischen Diskurstheorie, die bisher mehr verspricht, als sie einlässt. Vor allem drei Problemkomplexe tun sich bei Laclau/Mouffe auf und harren der Bearbeitung. Erstens: *Wie wird der Diskurs (auch) zur Praxis?* Wie könnte der wittgensteinsche Sprachbegriff in der Hegemonietheorie stärker gemacht und ihr Diskursverständnis praxeologisch gewendet werden? Zweitens: *Wo liegen die Grenzen des Antagonismus?* Der Antagonismus ist nicht nur ein fruchtbare Begriff, er kann auch verhüllend wirken, wenn es darum geht, die Konstitution sozialer Objektivität zu verstehen. Drittens: *Was ist Hegemonie?* Zur Paradoxie der Hegemonietheorie gehört, dass sie bei einem partiellen Hegemoniebegriff verharrt, der nur dessen politische Artikulation betrachtet und seine soziale Reproduktion ausblendet. Dabei sind die Adjektive »politisch« und »sozial« selbst Ausdruck der ungeklärten Frage: Wie bildet sich Gesellschaft als hegemoniale Ordnung?

Die Hegemonietheorie könnte, so mein Resümee, den Sockel für eine anspruchsvolle poststrukturalistische Sozialtheorie liefern, doch noch tut sie dies nicht. Informiert durch die empirische Diskussion wird Kapitel VI in einer Forschungsskizze darlegen, wie eine erweiterte Hegemonie verfasst sein könnte. An dieser Stelle steht jedoch ein Schritt zurück an. Bis hierin hätte es den Anschein haben können, als mäandere die Diskussion von Laclau/Mouffe zwischen Poststrukturalismus, Diskurstheorie und einer Theorie des Politischen, ohne für die Soziologie und Sozialtheorie von allzu großem Interesse zu sein. Das Gegenteil ist der Fall. Die Frage, was Hegemonietheorie sein könnte, führt ins Zentrum der Frage, was Sozialtheorie heute sein könnte. Ich glaube, dass sowohl die soziologische Theorieentwicklung als auch die Dynamiken der Gegenwartsgesellschaften nach dem verlangen, wovon es deutlich zu wenig gibt, nämlich nach Ansätzen, die Gesellschaft als Terrain von Strukturhaftigkeiten *und* von politisch getriebenen Kontingenzen verstehen. In nuce: Die Zeit ist reif für postfundamentalistische Sozialtheorien.

### 2.1 Was ist Postfundamentalismus?

Am Anfang der Reflexion darüber, was die Vokabel Postfundamentalismus für die Sozialtheorie heißen könnte, drängt sich eine persönliche Bemerkung auf. Lieber hätte ich als Autor in meinen anderen beiden Muttersprachen Katalanisch oder Spanisch *postfundamental* statt auf Deutsch postfundamentalisch gesagt. Parallel zum Englischen (postfoundationalist) oder Französischen (postfondationnaliste), doch anders als im Deutschen, zielt die Begriffssemantik unzweideutig auf die Frage nach den Fundamenten. Zum anderen gehen selbst hochabstrakte Begriffe, mit Reinhart Koselleck gesagt, mit einem historischen Erfahrungsraum einher, der sich als primäre Sinnschicht über sie legt. Was den Begriff des Postfundamentalismus so attraktiv für die Sozialtheorie macht, lässt

sich meiner Ansicht nach im spanischsprachigen Raum besser als im deutschen vermitteln. Dass *kein* Fundament notwendig ist, aber *ein* Fundament immer gegeben ist und immer wieder *gegen* andere errichtet wird – das postfundamentalistische Grundplädoyer klingt in der Bundesrepublik weit abstrakter als in Spanien, wo bis 1975 eine Diktatur herrschte und die Demokratie erstritten werden musste; und wo heute erneut eine anhaltende Wirtschaftskrise, Verteilungskämpfe und aufeinanderprallende politische Projekte den Commonsense dafür sensibilisieren, dass soziale Ordnung niemals feststeht.<sup>26</sup>

Den Begriff des Postfundamentalismus hat nun keine Spanierin, sondern der Österreicher Oliver Marchart (2010, 2013a) popularisiert, um die vormals eher sporadische (Selbst-)Bezeichnung poststrukturalistischer Ansätze zu systematisieren (vgl. Butler 1992, Stäheli 2000a: 9). Marchart beschreibt hiermit eine Grundgeste, die vor allem den Poststrukturalismus auszeichnet und über dessen üblichere Definition als antiessentialistisch oder eben antifundamentalistisch hinausweist. Der Begriff des Postfundamentalismus denkt zwei Bewegungen zusammen: Zum einen betont er die Abwesenheit eines letzten Grundes, auf das sich Gesellschaft – und damit Sozialtheorie und sogar Erkenntnistheorie – stützen könnte; zum anderen fokussiert er die Gründungsversuche, die unablässig versuchen, das Soziale mit einem Fundament auszustatten, eine bestimmte Gesellschaft hervorzubringen (vgl. Marchart 2010: 21). Weder die erkenntnistheoretischen Setzungen noch die demokratietheoretischen Folgen einer postfundamentalistischen Position stehen in meiner Studie im Fokus. Vielmehr ist zu erörtern, was die postfundamentalistische Doppelbetonung von Kontingenz und Gründung soziologisch bedeutet. Denn fast jede moderne Sozialtheorie macht die Kontingenz zu ihrem Ausgangspunkt.<sup>27</sup>

Was den Postfundamentalismus auszeichnet, ist die *Radikalität* seines Kontingenzbegriffes. So wie es Laclau/Mouffe im Anschluss an Derrida (und teils auch Wittgenstein) tun, beleuchten postfundamentalistische Autorinnen alle soziale Gegebenheiten als letztlich immer nur temporär stabilisierte, da sie auf einer prinzipiell unbeherrschbaren Kontingenz basieren. Mit verschiedenen Begriffen – das Ereignis (Badiou), die Politik (Rancière), die Parodie (Butler), der Antagonismus (Laclau/Mouffe) – wird gefragt, wie Konflikte, Ereignisse und Sinnverschiebungen die soziale Wirklichkeit destabilisieren. Das Plädoyer »Die Dinge könnten immer auch anders sein!« hält der Postfundamentalismus in seiner ganzen Konsequenz hoch.

Und dann fragt der Postfundamentalismus, wie sich eine Ordnung auf der Grundlage von Kontingenz bilden konnte. Er fragt, mit Fernando Chávez Solca und Andrés Daín (2017: 13) gesagt: Welche Möglichkeitsbedingungen liegen sozialen Tatsachen zu Grunde?

26 Was wäre da erst über Lateinamerika zu sagen, wo die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Umbrüche seit Jahrzehnten zur gesellschaftlichen Normalität gehören. Es ist in diesem Sinne bemerkenswert, dass im Laufe der vergangenen Dekade die Diskussion über postfundamentalistische Ansätze in Lateinamerika eine besonders starke Konjunktur bekommen hat (exemplarisch: Croppa 2011, Solca/Daín 2017, Graeff et al. 2019).

27 Mehr noch, die Etablierung der Soziologie als Wissenschaft wäre undenbar ohne jenes krisenzeichnete Kontingenzbewusstsein, das die frühmodernen Gesellschaften auszeichnete (vgl. Ritter 2002: 3–54). Zu den populären zeitgenössischen Ansätzen, die den Kontingenzbegriff stark machen, zählen der Sozialkonstruktivismus von Berger/Luckmann, die Systemtheorie von Niklas Luhmann oder die Strukturierungstheorie von Anthony Giddens.

Das eigentliche Spezifikum ist hier nicht, dass das Soziale als Konstruktion erscheint, sondern dass es als machtgeladene Konstruktion in den Blick rückt. Postfundamentalisten eignen sich gleichsam den archäologischen Blick Foucaults (1981: 21) an, um zu fragen, »wie sich die Zwänge haben bilden können«, welche die prinzipielle Offenheit des Sozialen ein- und beschränken. So interessiert den Postfundamentalismus das »Machiavell'sche Moment« (Marchart 2010: 135) bei der Konstitution von Gesellschaft. So gesehen, ist die Bildung sozialer Ordnung stets politisch gezeichnet, geht sie doch einher mit asymmetrischen Machtverhältnissen und Gesellschaftsentwürfen, die immer mehr Menschen betreffen als diejenigen, von denen aus sie sich anfangs artikulierten.

Die eigentliche postfundamentalistische Pointe besteht folglich darin, das Moment der prinzipiellen Kontingenz und das der machtgeladenen Ordnungsbildung zu *einer Bewegung* zu verdichten. Aus dieser Perspektive verflüssigt sich das Soziale nicht, es erscheint als vorläufiges, nur zeitweiliges Ergebnis von Gründungsversuchen. Gleichzeitig jedoch wird das Diktum relativiert, das immer alles andere sein könnte. Kontingenzen könnten prinzipiell überall aufbrechen – doch faktisch stehen selbst in radikalsten Umbruchphasen niemals alle sozialen Verhältnisse in Frage. Rasch entstehen neue Stabilisierungen, die zu Fall gebrachte Strukturen mit neuen überdecken. Kontingenz bringt Strukturen nicht nur zu Fall, sie bringt sie auch hervor. Was ich mit einer erweiterten Hegemonietheorie anstrebe, die Verquickung der Momente des Sozialen und des Politischen, ja das Zusammendenken der sozialen Reproduktion der Hegemonie mit ihrer politischen Artikulation, deckt sich mit dem, was den Postfundamentalismus auszeichnet: ein Denken von Kontingenz *und* Ordnung.

Diese postfundamentalistische Denkbewegung wird allerdings *nicht nur* in der Hegemonietheorie und den mit ihr verwandten Theorien des Politischen vollzogen. Die gesamte Debatte rund um den Begriff des Postfundamentalismus hat bedingt durch Marcharts Schwerpunktsetzungen bislang jenen Theoriestrang ausgeblendet, der am konsequentesten eine postfundamentalistische Sozialtheorie entworfen hat: die Gender Studies. Seit den 1990er Jahren, und angestoßen durch das Werk *Bodies that matter* (1993) von Judith Butler, hat die Debatte darüber, was Geschlecht als biologische (sex) wie soziale Kategorie (gender) bedeutet, eine äußerst lehrreiche Wendung bekommen. Besonders Andrea Maihofer (1995) denkt die Konstruiertheit von Geschlecht mit seiner Materialität innovativ zusammen. Maihofers Räsonnement scheint zunächst klassisch poststrukturalistisch, sie liest den Geschlechtskörper als diskursiv hervorgebrachte Entität (vgl. Maihofer 1995: 81ff.). Doch für Maihofer ist der Körper mehr als ein diskursiver Effekt. Er ist für sie eine umfassende *Existenzweise*, in der sich Materielles (das biologisch-anatomische Geschlecht) und Kulturelles (etwa männliche und weibliche Körperideale) verbinden, um Individuen als »Männer« oder »Frauen« hervorzubringen (ebd.: 106). Diskurse materialisieren sich nicht nur in den Körpern, sie objektivieren sich dort auch. Der Diskurs bringt in und durch die Körper eine neue »Realität« hervor (ebd.: 96). Maihofer beschreibt diese Realität so:

Erst einmal entstanden, ist [...] eine historisch spezifische Eigenlogik und -dynamik »männlichen« oder »weiblichen« Erlebens und Verhaltens gesetzt, die nicht beliebig veränderbar ist, die vielmehr solange existiert, wie dieser Diskurs gesellschaftlich hegemonial ist und soweit, wie er in einem Individuum dominiert. [...] Nicht nur das, was

wir bislang als biologisches Geschlecht verstehen, auch das, was wir gegenwärtig als soziales Geschlecht verstehen, konstituiert eine körperliche Materialität. (Ebd.)

Das Räsonnement Maihofers ist deshalb für mein Argument zentral, weil es zeigt, wie der Diskurs im Geschlechtskörper zu etwas *Anderem* wird. Genauer: Ein hegemonialer Geschlechtdiskurs wird erst dadurch zu einem Diskurs, der soziale Wirklichkeit schafft, indem er über sich selbst hinauswächst, indem er sich niederschlägt »[in] Denk-, Gefühls- und Verhaltenspraxen, körperlichen Sensibilisierungen, sexuellen Praktiken, Gesten, Haltungen, bis zu spezifischen Körperperformen« (ebd.: 97). So entsteht eine Wirklichkeit, die weder allein die biologischen Körper noch allein der Diskurs hätten schaffen können, sondern erst durch die Verwobenheit beider Ebenen entsteht – und das gelebte Geschlecht hervorbringt.

Diese Überlegungen führen mitten hinein in die postfundamentalistische Intuition. Die Grundfrage des Postfundamentalismus, die bei den von Marchart und Co. geführten Grundsatzdiskussionen regelmäßig untergeht, haben Geschlechterforscherinnen wie Maihofer voll im Blick: Was heißt es, dass sich auf Grundlage von Kontingenzen Ordnung bildet? Sozialtheorien dürfen nicht dabei verharren, die Pendelbewegung zwischen Kontingenzen und Ordnung zu benennen, sie müssen diese Bewegung selbst analysieren. Denn das eigentlich Spannende ist, wie sich diese Bewegung zwischen ihren Polen vollzieht. Und genau darum bemüht sich Maihofer im Feld der Gender Studies. Der Diskurs bringt eine soziale Wirklichkeit hervor, indem er zum Geschlecht wird, indem er sich als soziale Identität und als biologischer Körper konstituiert. Diese Materialisierung ist an keinem Punkt notwendig, sie folgt einem machtgeladenen, strittigen und auf Hegemonie ziellenden Diskurs. Doch zugleich verfestigt sich der Diskurs zur »körperlichen Materialität«, er ist dort, wo er zum Geschlecht wurde, zu einer »gesellschaftlich-kulturellen Existenzweise« geronnen (ebd.: 95). Diese Existenzweise ist ein historisches Produkt, sie ist aber gleichzeitig eine »gelebte historische und seelische Materialität« (ebd.).

Historisch genesen ist für Maihofer nicht nur, wie der Körper wahrgenommen und wie über ihn gesprochen wird, sondern auch, »wie der eigene Körper erlebt und empfunden wird« (ebd.: 92, H. i. O.). Ob wir als »Männer« oder »Frauen« denken, fühlen oder handeln, welche Sensibilitäten, welchen Habitus und welche Körperperformen wir haben, wen wir begehrten (wollen) – all diese scheinbar natürlichen Erfahrungen rund um unser Geschlecht sind Ergebnis historischer Prozesse (ebd.: 91ff.). Das heißt nicht, dass Geschlecht als derart historisch entstandene Materialität eine unumstößliche Sedimentierung wäre. Es ist nicht so, dass der bürgerliche Diskurs seit dem 18. Jahrhundert auf eine einzige Geschlechtsexistenz verpflichtet. Wird diese historisch entstandene Materialität ernst genommen und mit Maihofer das Geschlecht als Existenzweise ausgelegt, dann verschwindet die Dimension der Kontingenzen nicht, sie bekommt stattdessen in zweifacher Hinsicht eine neue Konkretion.

An erster Stelle legt die Materialität von Geschlecht offen, dass die Unterbrechung der vorherrschenden, binären Geschlechterordnung nicht nur, manchmal nicht einmal vornehmlich, durch den Entwurf einer diskursivierten Alternative geschieht, sondern stets auch körperlich greifen muss. Alternative Geschlechtsentwürfe sind zwingend alternative Existenzweisen von Geschlecht, sie gehen einher mit alternativen körperlichen Empfindungs-, Wahrnehmungs- und Umgangsformen mit sich und mit anderen. Die

establierte Geschlechterordnung wird erst dort brüchig, wo sie alternative Existenzweisen von Geschlecht hinterfragen, wo sich zugleich alternative Semantiken und alternative Körperlichkeiten herausbilden.

An zweiter Stelle macht das Verständnis von Geschlecht als Existenzweise auf die Dimension der *Historizität* aufmerksam. Bei Laclau/Mouffe schien das Moment des Politischen, die Einrichtung und der Umbruch sozialer Verhältnisse, ein strukturloser Vorgang zu sein, der überall und zu jeder Zeit aufbrechen kann. Der Blick darauf, wie sich die Geschlechterordnung über einen langwierigen Prozess materialisiert, indem sich Wissens- und Praxisformen mit den biologischen Körpern verbinden, relativiert nun diese Strukturlosigkeit. Maihofer bleibt nicht bei der Behauptung stehen, dass der biologische Körper prinzipiell offen für verschiedenste Geschlechtsformen ist, sondern untersucht, wie sich die geltende Geschlechterordnung herausbildet und objektiviert. Jeder Bruch der Geschlechterordnung operiert im Terrain dieser Ordnung. Auch hier brechen Kontingenzen auf, doch sie müssen sich an das Verfestigte anpassen, *in einem unebenen Feld* wirken. Daraus folgt zum einen, dass Kontingenz durch die verfestigte Ordnung verknüpft wird, und zum anderen, dass eine Ordnung oft erst dort aufbricht, wo eine andere Ordnung entsteht. Diese alternativen Materialitäten müssen ihrerseits in historischen Prozessen entstehen. Die Veränderungspotentiale, die »individuelle[n] Handlungen, Einsprüche oder Widerstände«, innewohnen, bemessen sich, so Maihofer (ebd.: 108), maßgeblich daran, ob sie »Teil struktureller gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse sind bzw. zu solchen werden oder in diese einmünden«. Pointiert gesprochen: Die Kontingenz muss sich eine Struktur schaffen, um die vorherrschende Struktur zu destabilisieren.

**Die Geschichtlichkeit als Mittler zwischen Kontingenz und Ordnung** Eine postfundamentalistische Sozialtheorie kann von dem Strang der Gender Studies, den im deutschsprachigen Raum neben Maihofer auch Ulle Jäger, Tomke König oder Gesa Lindemann repräsentieren, lernen. Ihre Begrifflichkeiten, und jene Butlers, spielen für diese Arbeit eine prominente Rolle.<sup>28</sup> Eine gendertheoretische Einsicht ist eminent wichtig: Die Spannung von Kontingenz und Ordnungsbildung entfaltet sich als ein historischer Prozess. Verfestigte Strukturen sind immer schon gegeben, sie haben sich in Körpern, Praktiken, Sinnstrukturen, in die gebaute und selbst in die »natürliche« Umwelt eingeschrieben. Jede Ordnung ist eine Sedimentierung. So muss auch die Kontingenz stets durch diese Sedimentierung hindurch operieren, sie muss symbolische Ordnungen, Praxismuster oder Materialitäten aufbrechen, sie anders mobilisieren. Zudem sind die Unbestimmtheiten, die Kontingenzen aufreißen, niemals von Dauer, sondern schließen sich rasch wieder, um verschobene Strukturen zu bilden. In diesem Sinne ist das Leitmotiv einer postfundamentalistischen Sozialtheorie: *Das Soziale ist Geschichte*. Und in dieser Geschichte müssen Begriffe wie Kontingenz oder Ordnung, das Politische oder das Soziale situiert und in

28 Den Begriff der Existenzweise greife ich auf, um zu überlegen, wie die Gegenhegemonie der Empörung subjektivierend wirkt. Wertvolle Einsichten in die Kategorie der Existenzweise generieren auch die Publikationen und Vorträge, die seit Mai 2021 im von Tomke König geleiteten Graduiertenkolleg »Geschlecht als Erfahrung. Konstitution und Transformation gesellschaftlicher Existenzweisen« an der Universität Bielefeld entstehen.

ihrer wahren Tragweite bemessen werden. Die wertvollen Einsichten darüber, »[w]ie das sozial Stabile dynamisch wird und vice versa« (Nonhoff 2008: 277), liegen, so meine Überzeugung, weniger im ahistorischen Feld der politischen Ontologie als vielmehr in dem einer historisch sensitiven Sozialwissenschaft (vgl. auch Opratko 2012: 70f.). Die postfundamentalistischen Intuitionen müssen, so mein Credo, in ein operatives Begriffsrepertoire verwandelt werden, das eine feinfühlige empirische Analyse gestattet – und die empirischen Einsichten auf die Theoriebildung zurückblendet.

Solch ein historisierter Postfundamentalismus wirft einen anderen Blick auf den Begriff des Politischen, er denkt ihn weniger als Abgrund des Sozialen (à la Marchart), sondern eher als unruhigen Teil der Gesellschaft. Das Politische ist zweifelsohne ein Gründungsmoment. Es treibt sozialen Wandel an. Es verändert die Gesellschaft. Aber das Politische ist selbst Teil eines Prozesses, der über es hinausgeht und es umfasst. Die politische Gründungbettet sich in historische Strukturen ein, welche die Gründung regulieren. Marcharts Motto (2013), dass Gesellschaftstheorie ein Komplementärbegriff des Politischen sei (kritisch: Holzinger 2014), lässt sich auch auf den Kopf stellen: Das Politische ist der Komplementärbegriff einer postfundamentalistischen Sozialtheorie. Den emphatischen Begriff des Politischen, den Laclau/Mouffe, und andere Postfundamentalisten mit ihnen, mit so viel Verve verteidigen, kann erst dann seine Wirkmacht entfalten, wenn ihm eine ebenbürtige Theorie des Sozialen zur Seite steht.

Für eine postfundamentalistische Sozialtheorie gleicht die Gesellschaft einer unebenen Topographie, in der sowohl Sedimentierungen als auch Dynamisierungen geschehen. Wollte man das Gesellschaftsdenken solch einer Sozialtheorie auf eine Metapher bringen, so würde sich die vulkanische von Cornelius Castoriadis (1990) anbieten. Die Gesellschaft gliche dann einer zerfurchten *Vulkanlandschaft*, in der sich Unebenheiten und Sedimentierungen bilden und in der immer wieder ein flüssiges Magma ausbricht, das diese Landschaft partiell umgestaltet und ihr ein neues Gepräge verleiht. Ein postfundamentalistischer Blick geht somit mit einem doppelten Schwerpunkt einher: Zum einen betrachtet er die vulkanischen Ausbrüche und fragt, welche tektonischen Verschiebungen sie bewirken (oder nicht bewirken). Zum anderen fragt er, was mit dem Magma geschieht, wenn es abkühlt und gerinnt. Welche Sedimentierungen entstehen? Welche kälteren oder wärmeren Sedimentschichten bilden sich?

Eine der zahlreichen Herausforderungen einer postfundamentalistischen Sozialtheorie sticht besonders hervor. Der Begriff der *Sedimentierung*, den Laclau/Mouffe von Husserl übernehmen, um die befriedete Reproduktion sozialer Verhältnisse zu beschreiben, muss ausgearbeitet werden. Nicht die sozialontologische Reflexion über den Begriff steht dringend im Vordergrund, sondern, mit Silke van Dyk (2012: 202), die »Analyse konkreter Verfestigungen in ‚quantitativer‘ wie ‚qualitativer‘ Hinsicht, d.h. im Hinblick auf den Grad der Verfestigung/Stabilisierung sowie im Hinblick auf die Bewertung des Fixierten«. Die Aufgabe besteht darin, den ontologisch abwesenden, doch empirisch anwesenden Grund von Gesellschaft zu erkunden und seine Rolle als politischen Möglichkeitsraum zu befragen.

Wer die Sedimentierung und damit das strukturelle Moment der Hegemonie zu erkunden sucht, muss zunächst die Ontologisierung dieses Begriffs bei Laclau/Mouffe zurückweisen. Der Fokus muss, mit Daniel Mullis (2017: 53, H. i. O.) gesagt, darauf liegen »wie diese Sedimentation vonstattengeht, wie Bestehendes *reproduziert* wird und war-

um sich bestimmte hegemoniale Formationen durchsetzen und andere nicht«. Nicht die Frage nach der Verstetigung als solcher, sondern nach den konkreten Prozessen der Verstetigung muss Hegemonietheorie beschäftigen. Die Stabilisierung von Sinnstrukturen, also von Diskurs, verläuft genauso wie deren Infragestellung und Einrichtung als Artikulationspraxis (vgl. Opratko 2018: 144). Gerade dort, wo Antagonismen abklingen und sich entpolitiserte und routinisierte Praktiken ausbreiten, entsteht in einem historischen Prozess eine hegemonial verfasste Ordnung. Die hegemoniale Verstetigung durch Praktiken werde ich noch präziser betrachten (Kap. VI.4), an dieser Stelle ist jedoch bereits auf den Begriff der *Sedimentschichten* aufmerksam zu machen.

Einen wichtigen Hinweis zur Frage, wie sich Hegemonie in der Zeit entfaltet, gibt Joscha Wullweber. Dass in einer Gesellschaft gewisse Bedeutungen und Praktiken verstetigt werden, gehört nach Wullweber genauso zu ihrer historischen *Conditio* wie die Tatsache, dass es umkämpfte Fragen gibt. Man muss sich, so der Autor, Gesellschaft wie das »Schichtmodell eines Sees« vorstellen, in dem sich verhältnismäßig objektivere Schichten von anderen abheben, die im Fluss sind, um deren Deutungshoheit und Gestaltungsmacht gerungen wird (Wullweber 2012: 36ff.). In der *longue durée* entsteht dann Gesellschaft als fraglos gegebene Ordnung. Alternativen zu ihr sind zwar theoretisch möglich, jedoch deshalb schwierig, weil der Ist-Zustand für die Gesellschaftsmitglieder einer zweiten Natur gleicht. Für diese geschichtete Sedimentierung bietet die binäre Geschlechterordnung ein gutes Beispiel. Maihofer zeigte, dass es weit schwerer ist, das Heteronormative gesamthaft als Existenzweise – in der sich kulturelle Muster mit der körperlich-somatischen Ebene verbinden – in Frage zu stellen als nur auf einer diskursiv-semiotische Ebene als Signifikanten. Ähnlich räsoniert Wullweber im Terrain der Ökonomie. Er meint, dass die Finanzkrise seit dem Jahr 2008 zwar sowohl die deregulierte Funktionsform der Finanzmärkte als auch »bestimmte Formen neoliberaler Politik« wie etwa Privatisierungen politisiert habe, dass aber eine tiefere Sedimentschicht von diesen Repolitisierungen nicht betroffen sei: der Kapitalismus als solcher (vgl. ebd.: 38, Wullweber 2019).

Dass die kapitalistische Produktionsform unangefochten blieb, folgt maßgeblich aus der Tatsache, dass diese Produktionsform seit 200 Jahren global vorherrscht, dass der Kreislauf der Kapitalakkumulation zur unhinterfragten Reproduktionsform moderner Gesellschaften avanciert ist. Auf einer abstrakten Ebene wird zwar der Kapitalismus immer wieder in Frage gestellt – seine praktische Infragestellung durch ein alternatives Wirtschaftssystem wäre theoretisch möglich, würde aber solch hohe infrastrukturelle und kulturelle Veränderungen voraussetzen, dass dies (heute) faktisch unmöglich scheint.<sup>29</sup> Die Aufmerksamkeit für die *lange Dauer* geht indes gleichzeitig in die andere Richtung. Auch politische Gegenentwürfe müssen sich über lange Zeiträume entfalten,

---

29 Der Kulturkritiker Mark Fisher spricht diesbezüglich von einem »kapitalistischen Realismus«, den er wie folgt definiert: »[D]as weitverbreitete Gefühl, dass der Kapitalismus nicht nur das einzige gültige politische und ökonomische System darstellt, sondern dass es mittlerweile fast unmöglich geworden ist, sich eine kohärente Alternative dazu überhaupt vorzustellen.« (Fisher 2013: 8)

in verschiedenen sozialen Bereichen sedimentiert werden und zumindest ansatzweise zu einer selbstverständlichen sozialen Realität aufsteigen.<sup>30</sup>

Man darf jedoch die geologische Metapher der Sedimentschicht nicht verabsolutieren. Eine Ordnung, die historisch entsteht, kann auch historisch fallen – und zwar in sehr kurzer Zeit. Ein postfundamentalistischer Ansatz darf nicht nur Sedimentierungsprozesse würdigen, er muss gleichzeitig ihre *Ereignishäufigkeit* im Blick haben (dazu: Kap. VI.4). Sedimentierte Strukturen werden laufend von kleineren und größeren Ereignissen heimgesucht und in Frage gestellt. Der strukturelle Blick auf Gesellschaft zeigt nicht nur die Tiefendimension hegemonialer Ordnungen auf, sondern auch deren potentielle Brüchigkeit. Gerade die Tatsache, dass die Strukturen der Gesellschaft zusammenhängen, dass die Sedimentschichten nicht schlichtweg parallel verlaufen, sondern oft aufeinander verweisen und sich wechselseitig legitimieren, kann in Krisensituationen zu einem Dominoeffekt der Destabilisierung führen. Anfangs noch lokale Umbrüche können (und tun dies immer wieder) zu großflächigen Umwälzungen führen. William H. Sewell (1996: 844) theoretisiert dies am Beispiel der Französischen Revolution. Dort beschleunigte der Sturm auf die Bastille den gesellschaftlichen Aufruhr: »Because structures are articulated to other structures, initially localized ruptures always have the potential of bringing about a cascading series of further ruptures that will result in structural transformations – that is, changes in cultural schemas, shifts of resources, and the emergence of new modes of power.«

Die Einführung in die Grundintuitionen einer postfundamentalistischen Sozialtheorie kann hier abbrechen. Meine Axiome sollten deutlich geworden sein. Die Pendelbewegung zwischen Kontingenz und Ordnung ist unauflösbar. Sie muss als historische Bewegung in den Blick geraten, in deren Zuge sich vorherrschende wie periphere Diskurse verfestigen und zur fraglos gelebten Gesellschaft werden. Ob es um Geschlecht als Existenzweise oder die kapitalistische Produktionsform geht – in mikro- wie makrologischer Hinsicht rekonstruiert eine postfundamentalistische Analyse zugleich *Sedimentierungen* und *Neuordnungsversuche*, ohne eine der beiden Dimensionen zu verabsolutieren und unter steter Würdigung ihrer möglichen Hybridisierungen. Diesen holistischen Blick werde ich theoretisch und besonders empirisch einzulösen versuchen. Zuvor aber soll eine kurze Spurensuche darlegen, wie der Vordenker der Hegemonietheorie, Antonio Gramsci, auch die Weiterentwicklung dieses Ansatzes inspirieren kann.

## 2.2 Gramscis Spuren: Hegemonie als Kultur

Eine postfundamentalistische Perspektive muss über Laclau/Mouffe hinausgehen. Bevor die vorliegende Arbeit dies empirisch und systematisch vollzieht, gehe ich im Sinne einer knappen Spurenlese auf Antonio Gramsci als den Autor ein, der die erweiterte Hegemonietheorie, auf die ich abziele, als historischen Bezugsautor informiert. Von

<sup>30</sup> Das prägnante Beispiel dafür ist im deutschsprachigen Raum die Frage der Ökologie und ihre derzeitige Artikulation als ein relativ mehrheitsfähiger Commonsense. Dabei gilt: Die Artikulation einer »grünen Ideologie« reaktiviert Sedimente anderer Diskurse, um sie in den eigenen Diskurs einzufügen (vgl. Stavrakakis 1997: 26ff.).